

Bernhard Heindl

## 20 Jahre: Ein nach vorne gerichteter Rückblick

### Sehr geehrte Damen und Herrn, liebe Freunde von „Textile Kultur Haslach“!

Wenn ich mich in diesen Räumen umblicke, glaube ich zu träumen. Das gibt's doch nicht, denke ich und muss mich erst von der nicht zu leugnenden Wirklichkeit dessen, was ich rundherum sehe, eines besseren belehren lassen. Und das Staunen darüber erfüllt mich zugleich mit der starken Zuversicht, was bisher schon geschehen ist, sei durch die erfreuliche Aussicht darauf, was noch daraus werden kann, nicht von allem Anfang an sinnlos gewesen.

Nun hänge ich zwar gerne meinen Träumen nach, bin aber noch viel lieber hellwach. Und das beste Mittel, in diesen aufgeweckten Zustand zu gelangen, scheint mir: Sich dadurch über die Dinge Klarheit zu verschaffen, dass man sich möglichst genau darüber Rechenschaft gibt. Wenn man in dieser Absicht Bilanz zieht und eine bestimmte Angelegenheit zur Prüfung ihres Werts auf die Waagschale legt, muss man sich zuvor der Richtigkeit der für diese Einschätzung in Betracht kommenden Gewichte versichern. D.h. überprüfen, ob sie auch die richtigen sind. Nur wenn die anzuwendenden Maßstäbe stimmen, kann man ermessen, wie etwas zu beurteilen ist. Andernfalls läuft man Gefahr, durch falsche Voraussetzungen in seinen Erwägungen fehlgeleitet zu werden.

Eine derartige Eichung der geeigneten Messinstrumente, d.h. der in diesem Fall in Frage kommenden Beurteilungskriterien, will ich im folgenden versuchen. Das kann selbstverständlich nur ganz rudimentär erfolgen. Ich will mich auf drei Aspekte beschränken und hole mir dazu den Titel zu Hilfe, den diese Veranstaltung wie eine Fahne vor sich herträgt. Denn mir ist seit langem klar, was sich seither oft bestätigt hat: *nomen est omen*. Anders formuliert: Es ist nicht nur irgendwie wichtig, sondern ganz entscheidend, wie man was nennt. Ist es jedoch gleichgültig, ob etwas X oder Y heißt, dann heißt auch die Sache nichts, die sich dahinter versteckt. Sie bringt nichts Gültiges hervor. Daher wurde der Name TEXTILE KULTUR HASLACH vor 20 Jahren keineswegs zufällig gewählt. Diese Taufe war wohlüberlegt, und wie sich nun im Rückblick deutlicher als man es vorher erahnen konnte, herausstellt, ein Glück. Der Begriff hat sich mittlerweile so gut bewährt, dass er zwanzig Jahre später tatsächlich zu einem gewissen Begriff geworden ist. Denn die drei Wörter, die ihn bilden, gehören im Verständnis der Öffentlichkeit inzwischen unzertrennlich zusammen. Also wirft ihre Symbiose ein bezeichnendes Licht auf das jährlich zu Füßen des Storchneests und seiner klappernden Gäste stattfindende Symposion, dessen Sinn und Stellenwert es in diesem vorausschauenden Rückblick zu überprüfen gilt. Man tut nämlich einer Geschichte wenig Ehre an, wenn man über sie einen Nachruf verfasst und die 'lieben Verstorbenen' überschwänglich lobt. Das ist die eine Gefahr, der ich ausweichen will. Die andere besteht in der bekannten Manie der Alten, die immer wieder erzählen, was keiner mehr hören kann, weil man im ständig Wiedergekäuten nichts mehr Neues erfährt. Ich möchte beide Klippen umschiffen und meine Gedanken zwischen dieser Scylla und Charybdis hindurchsteuern.

Damit bin ich beim ersten Schritt, den ich zu unternehmen gedenke. Er steht im Zeichen von HASLACH, also des Ortes, der uns zunächst Unterschlupf- und anschließend eine feste Heimstatt gewährt hat. Mir scheint sie unterdessen so weit ausgebaut, dass ein Abbruch dieser Herberge nur mehr schwer vorstellbar ist. Ohne ihre Aufnahmebereitschaft wäre aber jede Hoffnung, dass aus der vor zwanzig Jahren bei einigen Phantasten auftauchenden Vision tatsächlich einmal etwas werden könnte, vorn vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen. Ich betone das nicht nur, um den dafür Verantwortlichen den gebührenden Dank abzustatten, sondern vor allem auch deswegen, weil das 'Verorten' einer Idee zu den wichtigsten Voraussetzungen für deren Verwirklichung gehört. Sie hat nicht die geringste Chance, wenn man ihr keinen Platz einräumt, auf dem sie der Öffentlichkeit beweisen kann, was in ihr alles steckt. Oder aber auch, welche Missgeburt ihr entsprungen ist. Denn man kann am Anfang nie wissen, was am Ende herauskommt. Nicht jeder Sprung ins kalte Wasser führt zum Schwimmen. Manche gehen darin auch unter.

Dieses Risiko mit den Wenigen zu teilen, die anfangs nicht mehr als ihre Begeisterung vorzuweisen hatten, war HASLACH bereit. Damit kam eine Möglichkeit zum Tragen, deren zahlreiche Früchte freilich von Zeit zu Zeit heftig abgeschüttelt werden müssen, um aus ihrem Abfall neue entstehen zu lassen. Das macht die Notwendigkeit zur Veränderung nicht sogleich für alle verständlich. Gleichwohl muss ihr zum Durchbruch verholfen werden, wenn man sich nicht nur an der Reife des Geernteten erfreuen- sondern das Genossene wiederholen und gleichsam wiederbeleben will, statt die ganze Sache mit dem bedauernden Blick auf ihr Ablaufdatum beiseite zu tun. Um eine derartige Erneuerung gewährleisten zu können, braucht es eine sichere Basis, die das Unvorhersehbare geduldig erträgt. Einen in sich gefestigten Ort also. Und keinen

‘Standort’, der zu nichts verpflichtet. Letzteren bezieht man nämlich nur vorübergehend zwischendurch und gibt ihn ebenso leichten Herzens wieder auf, wenn sich der Wind gedreht hat und woanders eine fette Flur dazu einlädt, sie heimzusuchen. Derlei dient nur den Heuschrecken verlässlich, solange dort das Futter reicht, wo sie auf ihrem Zug um den Globus von ‘Nirgendwo nach Irgendwo’ einfallen. Sind sie gesättigt, springen sie zur nächsten Gelegenheit über, die sie bequem abgrasen und kahl fressen können. Dagegen werden solche störrischen Hirngespinnste wie die, die sich hierorts niedergelassen haben, nur dann wirklich und wahr, wenn sie sich da breit machen dürfen und als genügend hartnäckig erweisen. Dazu müssen sie an Ort und Stelle bleiben und ihre Löcher ständig ins selbe Holz bohren. Um aber beständig zu sein, braucht es einen guten Stand. Und damit eine feste Grundlage, die hält, was sie verspricht. D.h. eine solche, die nicht bei jedem Lüftchen ins Wanken gerät.

Ohne eine derartige Standhaftigkeit kann die schwierig zu erfüllende Aufgabe nicht gelingen, vor der nicht nur die Initiatoren der „Textilen Kultur“ einst standen, sondern wir alle jederzeit stehen: Stets am Anfang, von dem man zu sagen pflegt, dass seine Überwindung am schwierigsten sei. Da hilft nur die Tatsache, dass man weder im Vorhinein noch mitten in einer Sache drinnen je weiß, worauf man sich eingelassen hat. Man erfährt es postwendend: Erst nach und nach, wenn man über die später sich auftürmenden Hürden immer aufs neue hinwegturnen muss. Wir standen also an jenem Anfang vor zwanzig Jahren, noch unwissend, was auf uns zukommen werde, so gut wie heute vor derselben Frage: Wie wir zwischen Vergangenheit und Zukunft Tritt fassen sollen, damit der nächste Schritt in die richtige Richtung erfolgen kann. Dazu muss der Fuß einen Halt finden, der auf die Sprünge hilft und bewirkt, dass etwas in Gang kommt. Diesen ‘Anschub’ konnte nur Haslach bieten. Kein anderer Ort kam dafür in Frage. Soviel war von vornherein klar. Denn er ist in eben derselben Geschichte, die wir durch Veränderungen beleben wollten, zu tief verankert, um sich ihrer gänzlich entledigen zu können. Also war auch nur hier die Chance gegeben, dass sich gerade dieser Ort dem Risiko des nötigen Wandels aussetzen werde.

Erlauben Sie mir dazu einen Hinweis, der – auch wenn er im Moment vielleicht etwas ungewöhnlich erscheint – jedenfalls den Webern und Weberinnen unter Ihnen sogleich einleuchten wird. Diese wissen nämlich nur allzu gut, dass kein Schuss zustande kommt, wenn man nicht zuvor das Fach gebildet hat. Und ihnen kann auch unmöglich verborgen geblieben sein, dass es nicht immer leicht aufgeht. Vielmehr kann die Öffnung, die den Einschlag aufnimmt, von Hindernissen und Zwischenfällen aller Art gestört werden und dann das Schiffchen ins Leere sausen: Ohne in den vorgesehenen Hafen einzulaufen oder je wiederzukehren, sodass man sich erst auf die Suche machen muss, wo es jämmerlich gestrandet ist.

So verhält es sich auch mit dem Zwiespalt, worin wir zwischen Vergangenheit und Zukunft hin und herpendeln und in dieser Aktivität präsent sind. Als Untätige haben wir dagegen keine Schwierigkeiten: Weder mit dem, was vor uns war, noch mit dem, was nach uns kommt. Mit den Händen im Schoß hängt man nur flau bei dem herum, was so bleibt, wie es immer schon gewesen ist. Ebenso müßig ist es, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, was noch alles auf uns zukommen mag, wenn man nicht bereit ist, selbst Hand anzulegen. Um aber etwas in Bewegung setzen zu können, muss zuvor der Spalt zwischen Vergangenheit und Zukunft eröffnet worden sein und in seinem Gegensatz vorübergehend offen stehen. In diesem Zwiespalt sitzen wir freilich zuweilen auch wie in einer Zwickmühle fest. Dann bedarf es einiger Anstrengungen, um darin nicht zu resignieren, sondern sich wieder aus dieser Falle zu befreien. Ihre immer aufs neue zu überwindende Zwangslage lässt sich ganz gut zwischen Traditionsbewusstsein auf der einen- und dem Glauben an eine bessere Zukunft auf der anderen Seite lokalisieren. Beide haben diese Veranstaltung getreulich von Beginn an begleitet. Sie wirkten aber nicht nur von außen auf sie ein, sondern wurden auch so sehr von ihr verinnerlicht, dass die Beachtung dieses Konflikts und die ständige Überwindung jeder Scheu davor geradezu zum Programm für dessen permanenten Lösungsversuche wurden. In diesem Sinn möchte ich behaupten, dass das eine mit dem andern – Vergangenheit und Zukunft – zu verbinden, von Anfang an zum zentralen Selbstverständnis dieser Veranstaltung gehört hat und die entsprechende Praxis, da bin ich ziemlich sicher, wohl auch der harte Kern aller künftigen Aufgaben bleiben wird.

Das ist alles andere als selbstverständlich. Denn wir sehen die Kluft zwischen Tradition und Fortschritt überall und finden sie oft nur als eine ganz und gar lähmende vor. Solange man sich nämlich gegenseitig blockiert, so viel ist klar, kommt man nie vom Fleck. Um etwas weiter zu bringen, müssen beide Seiten füreinander offen bleiben und hoffen, eine Beziehung miteinander eingehen zu können. Anders wären auch hierorts die entscheidenden Schritte nicht möglich gewesen, die letzten Endes dazu führten, dass die „Textile Kultur“ ihren Platz gefunden hat, an dem sie sich – in welcher Form auch immer – weiter entfalten kann. Damit schweben die sie beflügelnden Ideen nicht mehr länger in der Luft, sondern stehen gewissermaßen fest mit beiden Beinen am Boden. Mögen ihre Phantasien bei so viel Bodenständigkeit weiter frisch und munter mit den Wolken in die Ferne ziehen!

Dazu würde man sich gerne wünschen, dass unsere Gesellschaft in vielen Bereichen sich an diesem hier seit zwanzig Jahren stattfindenden Experiment ein Beispiel nähme. So vermöchte sie vielleicht besser ihre Erstarrung überwinden, in der sie zwischen der Angst vor dem Unbekannten und dem Pickenbleiben am längst Gewohnten eingeklemmt ist. Zu ihrer Befreiung taugt aber der freilich bequemste und daher am häufigsten zu beobachtende Fluchtweg aus dem Dilemma

zwischen Vergangenheit und Zukunft ganz und gar nicht. Nämlich der, der den Gegensatz zwischen ihnen schlicht und einfach als unüberwindlich erklärt und sich vor dieser Zwangslage dadurch retten will, dass man sich kurzentschlossen entweder auf die eine oder andere Seite schlägt. Aus solchem Blickwinkel angestarrt, sieht das grimmig Gegenüberstehende wenig einladend aus.

Man könnte also in der Tat viel für die „Kultur des Denkens“ – und noch viel mehr für die politische Kultur lernen, wenn man sich das Gewerbe der Weber zum Vorbild nähme. Dann begriffe man, was schon die alten Griechen wussten: Dass alles nur aus seinem Gegensatz heraus lebt. Wenn aber der Kontrast dazwischen nicht zum Vorschein kommt, sondern eingeebnet wird, wird alles nur mehr grau in grau. In diesem Nebel kann man nicht viel ausmachen. Man gewinnt weder Durchblick noch Fernsicht darin. Und über diese Kurzsichtigkeit hilft selbst das allerängstlichste Vorgehen, und auch das noch so sehr Kleinkarierte, nicht im geringsten hinweg. Daher darf man nicht glauben, den offenen Konflikt zwischen Vertrautem und Unbekanntem überwinden zu können, indem man ihn ins möglichst Ununterscheidbare verschwimmen lässt. Hell wird es erst, wenn eine gewisse Spannung aufblitzt. Und dies geschieht nur, wenn ihr die einander entgegengesetzten Pole die nötige Energie dazu liefern. Ich will damit sagen, dass man weder das Eigene gegen das Fremde- noch die Vergangenheit gegen die Zukunft ausspielen soll. Man gelangt zu dieser nie, solange man von jener nichts wissen will. Und man versinkt leicht im eigenen Sumpf, wenn man nicht auf den Lockruf des 'ganz Anderen' hört. So muss das Eine dem Gegenüberliegenden gleichsam die Hand ausstrecken und eine Verbindung anstreben, die bei einer solchen Begegnung ihren Unterschied nicht verleugnet, sodass man aus dieser Offenheit genügend Luft schöpfen kann und davon gestärkt wieder Lust auf den nächsten Schritt bekommt.

Aber dieses allen Webern Selbstverständliche nicht nur zu kapiern, sondern auch in allen möglichen Lebensbereichen zu praktizieren, ist alles andere als leicht. Denn was uns abwechselnd als Vergangenheit und Zukunft dazu herausfordert, zwischen Gewohntem und Riskantem Stellung zu beziehen, überfordert uns leicht. Beides lastet ja schwer auf uns: Wie die berühmten Mühlsteine jener Zwickmühle, die uns ständig am Hals hängen. Sie rauben uns den Atem, wenn wir sie uns nicht zuweilen vom Hals schaffen und zu beiden auf Distanz gehen. Nämlich so, dass wir auch der Gegenwart zwischendurch ihr 'gutes Recht' einräumen, auf dass uns weder das Gewicht der Tradition völlig zermalme, noch die Angst vor dem Unbekannten gänzlich die Kehle zuschnüre. Erstere wiegt aber umso schwerer, je unerschütterlicher sie ist, während die Zukunft uns inzwischen dermaßen ungeheuer erscheint, dass jeder Schritt in sie zu einem Wagnis, bei dem man im vorwärts Stolpern ebenso leicht ans Ziel kommen wie am Weg dahin abstürzen kann. Aus dieser großen Unsicherheit retten sich manche in den Irrglauben, nur dann weiterzukommen, wenn sie möglichst rasch vergessen, woher sie gekommen sind, und sich im Gegensatz zu allen 'Rückwärtsgewandten' blind dem Fortschritt in die Arme werfen. Andere wiederum klammern sich umgekehrt in ihrer Verzweiflung an alles Althergebrachte wie an einen morschen Strohalm fest. Sie blenden die Zukunft aus und wollen lieber weiter im Dunklen tapfen, als den geringsten Blick aufs Bevorstehende wagen.

Doch entgeht man der von beiden Seiten her drohenden Gefahr nicht dadurch, dass man die eine Last von sich abschüttelt, um sein Heil bei der anderen zu suchen. Die Römer wollten uns einst auf ein derartiges Missverständnis aufmerksam machen. Dazu hatten sie ihren Gott Janus erfunden und als Mahnmahl aufgestellt: Er blickt bekanntlich nach vor und zurück zugleich und warnt uns auf diese Weise vor jeder Einseitigkeit. Denn um vorwärts zu kommen ohne dabei an die Wand zu rennen, tun wir gut daran, nach beiden Richtungen hin offen zu bleiben und also ebenso rücksichtsvoll wie vorsichtig Ausschau zu halten. Niemand wird bei diesem Blickwechsel 'vorne' und 'hinten' miteinander vertauschen oder ihren Unterschied negieren wollen. Denn dieser eröffnet uns im Gegenteil erst die Möglichkeit, den richtigen Weg zu finden. Dessen Richtung wird uns nämlich nur klar, wenn wir sowohl nach vorne schauen als uns auch umblicken, und jedes Mal dabei die schwierige Entscheidung darüber treffen, was wir aus der Vergangenheit besser hinter uns lassen sollten oder an Erfahrung daraus mitnehmen wollen, und welches Ziel wir vor uns anvisieren könnten oder unter allen Umständen vermeiden müssen.

Bisher stand mir das offene Fach am Webstuhl als ein Bild zur Seite, das den vielleicht nicht sogleich einsichtigen Gedanken anschaulich machen sollte, wonach der ewige Zwiespalt zwischen Tradition und Moderne kein Hindernis dafür darstellt, beide miteinander zu verbinden. Damit bin ich bei dem Thema, das bei allen Tätigkeiten hierorts vom Beginn an im Zentrum stand und noch immer steht. Beim Begriff des TEXTILEN nämlich. Allen scheint klar, was damit gemeint ist. Dies zwingt mich zu einem Geständnis: Ich weiß bis heute nicht, was genau darunter zu verstehen ist. Ich habe zwar eine vage Ahnung, aber keine Definition dafür, die sich nicht auch leicht über Bord werfen ließe. Das ist vielleicht ganz gut so. Denn so gibt uns das Wort, das sich jeder eindeutigen Festlegung entzieht, freie Fahrt, daraus noch vieles möglich zu machen, woran man zuvor nie im Traum gedacht hätte. Seine Möglichkeiten scheinen jedenfalls unerschöpflich. Heute errichtet man Hochhäuser und Brücken aus 'Textilien' und baut mit solchen nicht nur den eigenen Körper zu der mehr oder minder stattlichen Erscheinung aus, von der man sich genügend bedeckt glaubt, um sich stolz der Welt präsentieren zu können. Eines ist freilich klar: So dehnbar der Begriff, so geschmeidig ist auch das Material, auf das er Bezug nimmt. Kein Mensch nennt einen irdenen Topf oder den Ring aus Metall etwas 'Textiles'. Damit lenkt das Wort sogleich den Blick auf die

Grundlage, auf die es verweist. Also will ich zuerst diesem Wink gehorchen und mir überlegen, inwiefern alles TEXTILE sich dadurch auszeichnet, dass die entsprechende Tätigkeit mit jenem spezifischen Material zu tun hat, dessen prägende Eigenschaften in all ihrer Vielfalt charakteristisch sind. Denn es ist in der Tat ein Material, das einem nicht wenig zu schaffen macht.

Nachdem ich selber 15 Jahre hinter dem Webstuhl gesessen bin, wird man mir nicht verübeln, wenn mich diese Erfahrung dazu inspiriert, mir zum Thema TEXIL so meine eigenen Gedanken zu machen. Denn mit dem Öffnen des Faches und dem Eintrag des Fadens ist es beim Weben noch lange nicht getan! Man muss vielmehr nach jedem Anschlag den Tritt wechseln, um den nächsten Schuss platzieren zu können. Erst damit kommt ein Rhythmus in Gang, dessen ständige Wiederholung sich in der Musterung des Gewebes niederschlägt. Wenn man dabei aus dem Takt kommt, zeigt sich der Fehler sofort. Genau wie in der Musik, mit der alles 'Textile' auch sonst viel gemein hat. In beiden Arten der Komposition ist jedenfalls die Frage, in welchem Tempo der Taktschlag erfolgt, von nicht geringer Bedeutung.

TEXTIL und Tempo: Das ist ein Kapitel für sich. Denn die ständig steigende Geschwindigkeit, die unseren Tätigkeiten immer mehr abverlangt wird, brennt zwar vielen unter den Nägeln; den Weberinnen und allen anderen Rebellen gegen den Trend der Zeit jedoch in besonderem Maße. Denn ihre Arbeit ist extrem 'unzeitgemäß': Sie geht nur sehr langsam voran. Und dazu brauchen sie nicht nur ein munteres Köpfchen, sondern vor allem auch eine ruhige Hand. Diese ist aber immer gescheiter als der Kopf. Sie lässt uns mit gutem Grund zögern, allen Blödsinn, der uns gerade einfällt, sogleich auch in die Tat umzusetzen. Etwas verwirklichen ist nämlich aufwendig und mühsam. Das ist ein gutes Korrektiv. Leider kommt es heute immer seltener zum Einsatz: Man handelt zuerst und wundert sich dann über den Scherbenhaufen, der dabei zuweilen herauskommt. Denn im Zeitalter der 'Projekte' und 'Konzepte' hat man verlernt, von seinen Händen zu lernen, dass sie nur willig zugreifen, wenn sie etwas innerhalb ihrer Reichweite erfassen können und begreifen, was damit zu tun ist. Alle Bauern und Handwerker wussten dies seit jeher. Heute aber bildet man sich ein, sie als 'Ungebildete' verachten- und ihre Arbeit als minderwertig einschätzen zu dürfen. Diese Dummheit reduziert die nötige Hemmschwelle, indem sie vergisst, uns daran zu erinnern, sich eine Sache besser zweimal zu überlegen, ehe man voreilig Hand an sie legt. Die verheerenden Folgen davon sind weltweit bekannt.

Immer schon haben die Menschen vielerlei Flausen im Kopf gehabt. Und diese brausen allezeit in ihrem Hirnkasten wie in einem Bienenkorb hin und her und fliegen aus und ein, wie es ihnen passt. Doch mag unser Schädel von dem darin herumgeisternden Dunst auch noch so sehr rauchen: Am Ende löst sich dieser meist ebenso leicht, wie entsprungen, auch wieder auf. Ganz im Unterschied zu den verschiedenen Materialien, die wir zwischen die Finger bekommen. Sie gehen uns nicht leicht von der Hand. Und am wenigsten dann, wenn man sie schlecht behandelt. Nur wenn das Gegenteil der Fall ist, sind sie bereit, uns ihre spezifischen Dienste zu erweisen. Doch dulden sie beim Prozess, der sie in diese Bereitschaft versetzt, keine andere Eile als die, die ihrem jeweiligen Wesen gemäß ist. Durch unangemessene Hast bringt man sie selten in Form. Außerdem rächt sich jeder Missgriff an ihnen sofort. Dann stiften sie mehr Verwirrung, als uns lieb sein kann. Oder versuchen Sie einmal, alle Fäden in der Hand zu behalten und ungestüm mit ihnen umzuspringen! Sie bringen Ihnen garantiert das Fürchten bei und zwingen Sie, Dasselbe noch einmal zu versuchen. Und diesmal so, dass Sie den jeweiligen Eigenschaften des Materials mehr Respekt zollen als zuvor. Wenn Sie diese kleine Verbeugung vor seinem 'Eigensinn' gemacht haben, geht Ihnen die Arbeit leichter von der Hand. Dann rinnen Ihnen die Fäden durch die Finger wie von selbst. Und den Taktstock für das dazu passende Tempo schwingt das spezifische Material, aus dem sie gefertigt sind. Wer sich aber weigert, dessen Bedingungen anzunehmen und ihren Befehlen Folge zu leisten, hat die daraus resultierenden Folgen bitter zu büßen.

Reine Kopfgeburten gehen dagegen schneller vonstatten. Sie leisten in der Regel auch weniger Widerstand als es im Umgang mit dem widerspenstigen Material der Fall ist. Sie bringen aber sehr oft auch nichts anderes als flüchtige Windbeutel hervor. Man muss ja nicht immer Kinder in die Welt setzen, um von ihnen anschließend das Unvermeidliche zu lernen, dass es eine ganze Weile dauert, und man währenddessen alle Hände voll zu tun hat, ehe sie auf ihren eigenen Füßen zu stehen vermögen. Es genügt vollkommen, mit seinen Händen einen Schal zu weben, um die Erfahrung zu machen, dass sich bei seiner Herstellung nichts übers Knie brechen lässt, und dass neben unendlicher Ausdauer unzählige Handgriffe nötig sind, bis das gute Stück endlich fertig ist und in sein weiteres Schicksal entlassen werden kann. Manches in dieser Welt ist freilich auch so beschaffen, dass es noch mehr Geduld und Einsatz verlangt zu verhindern, dass das einst Begonnene bald wieder zu Ende geht. Solches wünschen wir uns ja z.B. in Bezug darauf, was unter dem Titel „Textile Kultur Haslach“ seit zwanzig Jahren hier geschieht, und nach einer ebenso langen Zeitspanne hoffentlich noch immer nicht aufgehört haben wird.

'Textil' und Geschwindigkeit: Das passt umso weniger zusammen, je mehr dabei die Hände im Spiel sind. Denn das Material, das sie verarbeiten, schreibt diesen vor, wie es behandelt werden will. Daher ist die Kategorie der Geschwindigkeit für die Textilschaffenden kein Wert an sich, sondern höchst relativ und im Grunde nicht relevant. Genau damit aber löcken sie gewaltig gegen den Stachel der Zeit! Ihr Protest richtet sich nämlich gegen eine Welt, die inzwischen

dermaßen außer Rand und Band geraten ist, dass sie glaubt, Zeit sei Geld. Freilich hat dieser Unsinn inzwischen derart überhand genommen, dass er die Macht hat, uns dazu zu zwingen, ihn zähneknirschend in unseren eigenen Alltag integrieren zu müssen. Als könnte man sich je das geringste Jota des Quantums dessen erkaufen, wie lange man lebt! Wer aber diesen Wahn nicht ohnmächtig hinnimmt, sondern dagegen aufbegehrt, hat einen schweren Stand. Denn er läuft Sturm gegen einen immer schneller werdenden 'Sauseschritt', der inzwischen jede Art von Arbeit vor sich hertreibt. Am unerbittlichsten aber diejenige, die mit den eigenen Händen an einem Material verrichtet wird, das sich nur mit viel Geduld dahin bringen lässt, uns von Nutzen zu sein oder mit seiner Schönheit zu erfreuen. Wem aber dieses Kunststück gelingt, der muss sich mit dem schlechten Gewissen herumplagen, so schnell er auch 'handeln' mag, dabei nie mit den anderen Schritt halten zu können. So hechelt man immer hinterher und wird solcherart auf Trapp gehalten, damit keiner womöglich auf schlechte Gedanken kommt. Dieser Wind bläst uns allen entgegen. Denen aber, die ihren Daumen und Zeigefinger nicht nur zum Drücken von Knöpfen und Herumschieben von Mäusen gebrauchen, am stärksten. Denn sie sind ganz und gar nicht auf der Höhe der Zeit und liegen am wenigsten im Trend.

Vor 140 Jahren erfasste Friedrich Nietzsche noch das blanke Entsetzen, als er feststellen musste, wie das allgemeine Rasen zu seiner Zeit alle Lebensbereiche zu durchdringen begann. Inzwischen haben wir uns längst an dieses Entsetzliche – als sei es bereits das Normalste der Welt – gewöhnt. Das scheinbar Unausweichliche hat uns so sehr im Griff, dass es nicht einmal mehr unsere Widerstandskraft dagegen mobilisiert: Die Krankheit ist heillos unheilbar geworden. Und es gibt in unserer Konkurrenzgesellschaft, die jeden gegen jeden hetzt, keine Medikamente gegen sie. Jedenfalls nicht, solange wir nicht begreifen, dass sie selbst nur ein Symptom von dem ist, was dahinter steckt. In diesem Fall nämlich der Irrsinn, den Helmut Qualtinger in seinem Lied vom 'Wilden und seiner Maschine' am besten besungen hat: „Ich weiß zwar nicht, wohin ich fahre, dafür aber bin ich schneller dort“. Wem Ziel und Sinn abhanden gekommen sind, dem bleibt tatsächlich nichts anderes mehr übrig, als gänzlich rasend zu werden.

Vielleicht stellt das langsame Schlichten der Fäden, und der sowohl Zeit erfordernde wie gewährende Umgang mit dem 'textilen' Material, wie er hierorts in Haslach Sommer für Sommer geübt wird, ein gewisses Gegenmittel gegen diese allgemeine Geistesverwirrung dar und verschafft der entsprechenden Krankheit ein wenig Linderung. Damit ginge diese Veranstaltung wiederum der ganzen Gesellschaft als ein gutes Beispiel voran. Freilich nur, wenn es letztere verstünde, bei dieser 'Avantgarde' in die Schule zu gehen. Dann könnte sie von ihr lernen, wie ein Material – und überhaupt alles uns auf Erden zur Verfügung Stehende – im Umgang mit ihm so behandelt werden will, dass es weder so schnell wie möglich zerschissen wird, noch seine Möglichkeiten in kürzester Zeit erschöpft werden.

Ich habe beim Begriff des TEXTILEN zunächst dessen Bezug zum Material in den Vordergrund gestellt. Und zwar, wie mir scheint, mit gutem Recht. Ungeachtet dessen bin ich davon überzeugt, dass sich alles TEXTILE nicht darauf beschränken lässt. Der Begriff verwehrt sich eine derartige Einengung schon durch seine Verwandtschaft mit dem TEXT. Beide Zwillinge entspringen bekanntlich dem lateinischen *texere*, was in erster Linie soviel wie „Weben“ oder „Flechten“ bedeutet. Darüber hinaus aber ganz allgemein und über alle Materialien hinweg: Ein „Hervorbringen von etwas aus etwas“. Keine *creatio ex nihilo* also. Sondern ein Schaffen aus den Bestandteilen, deren Vereinigung das entspringt, was nur dank ihrer besteht. So, wie z.B. ein Text nach und nach – schön langsam – aus den einzelnen Wörtern und Sätzen hervorgeht, indem sie hoffentlich möglichst sinnvoll miteinander verknüpft und geduldig ineinander verschlungen werden, bis das Ganze schließlich ein TEXT ist.

Man erfasst den besonderen Charakter dieses Vorgangs vielleicht am deutlichsten, wenn man das Wort *texere* bis ins Altindische zurückverfolgt, wo es ursprünglich *taksâti*, „zimmern“, hieß: Das Verbinden vieler Teile zu einer in sich stimmigen Einheit. Früher sagte man dazu auch 'Ordnen' und verstand darunter das sinnvolle Zusammenfügen dessen, was in seiner Vereinzelung nur lose herum- und in diesem zerfledderten Zustand gleichsam ganz brachliegt. Es wartet nur darauf, dass damit 'etwas angefangen' wird. Aus dieser Bedeutung entsprang im Griechischen das Wort für den *tékton*, den die Römer *texton* nannten und ihn als den bezeichneten, der „etwas erzeugt“: Gleichgültig, ob aus diesem Akt ein Gewebe, ein Kind (*tékos*) oder ein Haus hervorgeht, weshalb der im letzteren Fall dafür maßgebliche Meister bis heute Architekt genannt wird. So beschwören diese Vorstellungen von alters her denselben Gedanken. Er charakterisiert nicht nur die 'textilen' sondern darüber hinaus sämtliche Künste schlechthin, die deshalb im Griechischen nicht zufällig *téchne* (= *tek-ne*) hießen, woher unsere heutigen Techniker kommen, mit denen die Künstler (seit der Renaissance) möglichst wenig zu tun haben wollen. Genau dagegen spricht sich freilich jener Gedanke aus: Er besteht nämlich in der weisen Erfahrung, die sich seit ältesten Zeiten immer wieder bestätigt hat, dass aus etwas nur dann etwas Sinnvolles entsteht, wenn man zusammenbringt, was ohne diese Tätigkeit gleichsam als bloßes Zeug herumliegt: Wie jener stumm anklagende Wollknäuel, der schon seit langem nach einer besseren Behandlung schreit, als nur in irgendeiner Ecke links liegen gelassen zu werden.

Die hohe Kunst dieser 'Verbandelung' beschränkt sich jedenfalls nicht aufs Flechten von Binsen oder aufs Verweben von Byssos. Auch heute darbende Künstler und die im Unterschied zu ihnen vielbeschäftigten Techniker muss man immer wieder zueinander bringen und durch diese Zusammenkunft ermöglichen, das mit der Zeit nicht jeder für sich ein wenig

beschränkt wird. Ebenso Industrielle und Handwerker, Textiler und Mathematiker, Experimentierfreudige und Genauigkeitsfanatiker. Überhaupt das ganze bunte Treiben und unerschöpfliche Spektrum an Möglichkeiten, die uns bereichern, und von denen jede nur halb soviel von sich hergibt, wenn sie nicht zuvor durch die anderen befruchtet worden ist. Wie erfolgreich und 'anständig' eine solche Kopulation vonstatten gehen kann, führt uns auch in diesem Fall wieder die „Textile Kultur Haslach“ vor. Vielleicht gelingt es ihr dadurch sogar, uns allen die Augen darüber zu öffnen, dass wir uns selbst schaden, wenn wir uns nicht dazu bequemen „über den Tellerrand zu blicken“, wie unlängst hier in diesem Raum gesagt worden ist. Und statt dessen jeder gesenkten Blicks seine Suppe ganz allein auslöffeln will, indem er höchstens darauf schießt, wie er sich so schnell wie möglich auch noch die seiner Nachbarin einverleiben kann. Auf diese Weise wird jedenfalls beider Zuneigung zueinander nicht größer! Sondern im Gegenteil jede Art von Gemeinschaft ihres dringend nötigen Zusammenhalts beraubt. Damit gräbt man ihr am sichersten das Gab. Um sie davor zu warnen, haben schon viele den schleichenden Zerfall unserer Gesellschaft angeprangert und die immer weitergehende 'Atomisierung' ihrer Mitglieder beklagt. Auch gegen diese Krankheit stellt die Veranstaltung hier ein Mittelchen dar, dessen Anwendung in anderen Bereichen ebenso zu empfehlen ist.

Man kann sich heute kaum mehr vorstellen, dass es am Beginn dieser Bemühungen zur Förderung des 'öffentlichen Wohls' noch ein gewisses Wagnis war, ihnen den Titel KULTUR zu verleihen. Denn inzwischen hat dieses Wort eine steile Karriere gemacht. KULTUR ist jetzt in aller Munde und für alles zu haben. Sie ist gleichsam tadellos geworden: Einwandfrei zu gebrauchen. Sie hat einen guten Ruf bekommen und dient der Pflege des Image, wenn es droht, abhanden zu kommen. Deshalb hat die Wirtschaft ihren Wert erkannt und sie zu einem geschätzten Markenartikel gemacht. KULTUR lässt sich heute bestens verkaufen. Man hat also keinen Grund mehr, vor ihr auf der Hut zu sein. Sie ist längst kein unbequemer Störenfried mehr, sondern eine abwechslungsreiche Gefälligkeit, mit der es sich gut leben lässt. Man wird spielend sogar dort mit ihr fertig, wo sie noch zuweilen aufmuckt und glaubt, provozieren zu müssen. Das gehört inzwischen zur Show. Sie ist also, solange sie keine übertriebenen Ansprüche stellt, gleichsam kuschelig geworden und außerdem in aller Regel auch preisgünstig zu haben. Dementsprechend unbeschwert erfreut sich die Öffentlichkeit ihrer zahlreichen Kulturveranstaltungen und wird damit ergiebigst das ganze Jahr über versorgt.

Vor diesem Hintergrund muss man heute daran erinnern, dass dieser Zustand nicht immer so war. Vielmehr war KULTUR vor 25 Jahren für Viele eine noch durchaus ungewöhnliche Erscheinung. Jedenfalls dann, wenn sie sich nicht im Fernsehen als sogenannte Volkskultur präsentierte. Jenseits davon aber, gleichsam in die Freiheit entlassen, machte sie sich leicht verdächtig. War sie nicht eher subversiv? Was wollte sie eigentlich? Auf alle Fälle war mit diesem Begriff damals noch kein Staat zu machen. Zwar war KULTUR offiziell hoch gelobt und gut umzäunt – als stellte sie eine gewisse Gefahr dar – und in dieser ihrer Begrenztheit auch vielgelobt und allgemein anerkannt: Bestens behütet in Salzburg oder Wien, im Konzertsaal, Theater oder Museum und ähnlichen Hochburgen der gutbürgerlichen Welt. Diese aber war selbstverständlich in den Städten zu Hause. Außerhalb davon blieb KULTUR eher ein Fremdwort. Man wusste nicht so recht. Vorsicht war angebracht. Deshalb hielt man sicherheitshalber Abstand zu ihr und beäugte sie scheel. Dann aber wurde plötzlich der Ruf immer lauter, KULTUR 'ins Volk' und 'den Menschen näher' zu bringen. Man begann diese Unbekannte – was immer man darunter verstehen mochte –, immer vehementer sogar für das 'flache Land' zu fordern. Das stieß damals auf wenig Verständnis. Gab es nicht ohnehin die örtliche Musikkapelle überall und zusätzlich da und dort überdies einen rührigen Trachten- oder Sportverein? Wozu brauchte es auch noch KULTUR? Was hatte dergleichen wie sie in einem Nest wie Haslach verloren? War sie vielleicht sogar ein Kuckucksei? Kam es nicht geradezu einer gewissen Entweihung dieses geheimnisumwitterten Begriffs gleich, wenn man davor nicht zurückschreckte, dem Allergewöhnlichsten und Alltäglichsten das Etikett KULTUR zu verpassen? War Weben und dergleichen nicht harte Arbeit und Textilien reine Gebrauchsartikel? War dafür nicht die Wirtschaft zuständig? Was also sollte das sein: TEXTILE KULTUR? Wie ging dergleichen Unpassendes zusammen? Handelte es sich dabei nicht um eine reine Chimäre, vergleichbar jenem mythischen Ungeheuer, das aus einer Ziege und einem Drachen bestand, und vor dessen Unberechenbarkeit man sich besser in Acht nahm? Hätte man die gewiss löbliche und jedenfalls harmlose Absicht, sich 'zum Zeitvertreib' ein wenig mit 'Handarbeiten' zu beschäftigen, nicht besser unter eine andere Überschrift gestellt?

Inzwischen haben sich alle entsprechenden Fragen und Bedenken verflüchtigt. Denn was von dieser TEXTILEN KULTUR kultiviert wird, präsentiert sie der Öffentlichkeit Jahr für Jahr. Und diese stellt dem Vorgeführten ein gutes Zeugnis aus. Was es aber davon meiner Ansicht nach auch in Zukunft mit aller Kraft weiter zu 'kultivieren' ist, habe ich oben anzudeuten versucht. So bleibt mir nachträglich nur mehr zu betonen, dass es für mich persönlich vor allem die seit zwanzig Jahren gepflegten Beziehungen und Freundschaften sind.